

Michael B. Buchholz (Hg.)
Die Macht der Metapher in Psyche und Kultur

Forum Psychosozial

Michael B. Buchholz (Hg.)

Die Macht der Metapher in Psyche und Kultur

Interdisziplinäre Perspektiven

Mit Beiträgen von Michael B. Buchholz, Marwan Dwairy,
Doris Eckstein, Günter Götde, Andreas Hamburger,
Arthur M. Jacobs, Sarah King, Tom Levold,
Jürgen Oberschmidt, Peter Rober, Huberta Ulmen,
Hanna Van Parys und Johann Wirth

Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Erweiterte und überarbeitete Buchausgabe der Zeitschrift *psychosozial*, Nr. 137
(Heft III/2014)

Beitrag von Marwan Dwairy
© 2009 Wiley Periodicals, Inc.

Beitrag von Hanna Van Parys und Peter Rober
© 2011 The Author(s). *Journal of Family Therapy*
© 2011 The Association for Family Therapy and Systemic Practice

© 2015 Psychosozial-Verlag
Walltorstr. 10, D-35390 Gießen
Fon: 06 41 - 96 99 78 - 18; Fax: 06 41 - 96 99 78 - 19
E-Mail: info@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Paul Klee: »Bilderbogen«, 1937
Umschlaggestaltung nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar
Innenlayout: Hanspeter Ludwig, Wetzlar
www.imaginary-world.de
Satz: metiTEC-Software, me-ti GmbH, Berlin
www.imaginary-world.de
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
www.majuskel.de
Printed in Germany
ISBN 978-3-8379-2538-8

Inhalt

Einführung	7
<i>Michael B. Buchholz</i>	
Macht der Metapher	15
<i>Michael B. Buchholz</i>	
Zur Entwicklung metaphorischen Denkens	39
<i>Huberta Ulmen & Johann Wirth</i>	
Metaphern beim Lesen in Gehirn und Geist	65
<i>Arthur M. Jacobs</i>	
Metaphern im Therapiesgespräch	83
Die sprachliche Akkommodation variiert mit der Stimmung	
<i>Sarah King & Doris Eckstein</i>	
Freuds widersprüchliche Metaphern des Therapeuten und das Problem der Pluralität	99
<i>Günter Gödde</i>	
Kultur- und Metaphernanalyse in der Psychotherapie mit arabisch-muslimischen Patienten	123
<i>Marwan Dwairy</i>	

Mikroanalyse einer therapeutengenerierten Metapher bezogen auf die parentifizierte Position eines Kindes in dessen Familie	139
<i>Hanna Van Parys & Peter Rober</i>	
»Welches Problem führt Sie zu mir?«	167
Über die metaphorische Struktur von Problembeschreibungen	
<i>Tom Levold</i>	
Kinometaphern	189
Eine psychoanalytische Perspektive	
<i>Andreas Hamburger</i>	
»Empfindungen sind sprachlos«	233
Eine Annäherung an das Reden über Musik	
<i>Jürgen Oberschmidt</i>	
Autorinnen und Autoren	263

Einführung

Michael B. Buchholz

Nachdem ich 1993 mit der Herausgabe eines Bandes *Metaphernanalyse* das große Thema der Metaphern in der und für die Psychoanalyse zu bearbeiten begonnen habe, wird es Zeit zu einem weiteren, einem neuen Band. Das Thema selbst hat hinreichend Energie und Aufmerksamkeit gewonnen und viele Neuerungen sind zu begrüßen. Viele haben international daran gearbeitet, theoretische Zusammenhänge erschlossen und empirische Studien neuen Typs geschaffen.

Wenn man bedenkt, dass das Thema des mächtigen Einflusses von figurativem Denken, metaphorischem Sprechen und imaginativem Hören in der amerikanischen Literatur seit vielen Jahren als schlechthin unüberbietbar angesehen wird, wird damit ein Schritt in der deutschsprachigen Literatur unternommen, der das enorme kreative Potenzial in deutlich intensivierten Kontakt mit der Psychoanalyse bringt. Denn diese ist, wenn man so will, selbst »angewandte« Metapherntheorie – Psychoanalytiker hören Worte, sie haben die Kunst, dabei Bilder zu sehen, buchstäblich zu »sehen«, enorm entwickelt.

Unüberbietbar ist das Thema deshalb, weil sich die Erkenntnis durchsetzt, dass unser gesamtes Denken, unsere Wissensorganisation und unsere tägliche Konversation durchzogen ist von Metaphern. Wissenschaftler jeglicher Provenienz können es nicht vermeiden, im Kern ihrer Theorien Metaphern zu verwenden. Schon Thomas S. Kuhn (1979) hatte die Paradigmen als Metaphern bezeichnet; Metaphern mit solchen Wirkungen und Reichweiten sind dann schon als »Weltanschauungen« anzusehen, als Wirklichkeitskonstruktion von Denkkollektiven (Fleck, 1983) mit erheblichen sozialen Bindewirkungen. Unsere Theorien sind von vielen unbemerkten Metaphern durchzogen, unsere Konversation im Alltag sowieso und unsere körperlichen Begleitgesten tun das ihre dazu, dass »multimodale« Metaphern zu untersuchen notwendig geworden ist. Deshalb

erscheinen große Zusammenstellungen (Gibbs, Jr., 2008) und detaillierte Untersuchungen zur Mitbeteiligung des Körpers (Cienki & Müller, 2010), und diese wiederum können anschließen an die Wiederentdeckung des Körpers (Stichwort: »Embodiment«) in weiten Bereichen der Wissenschaftstheorie, der Kognitionsforschung und der Neurowissenschaften.

Gleichzeitig können wir Psychoanalytiker nicht umhin zu erkennen, dass hier Themen bearbeitet werden, die innerhalb der Psychoanalyse einst unter einem Dach zusammen beheimatet waren. Freud war ein »embodiment«-Theoretiker *avant la lettre*. Er gehörte zu den Ersten, die dem Körper als Mitbeteiligtem am psychoanalytischen Gespräch erhebliche Aufmerksamkeit widmeten (auch wenn eine dumme Nachrede immer wieder einflüstert, die Psychoanalyse sei ein »nurrationales« Unternehmen, das den Körper ignoriere – und sogar schon »das Non-Verbale«); man muss nur daran denken, wie detektivisch präzise er das Spiel seiner Patientin Dora mit ihrer Handtasche beschrieb. Oder an seinen Austausch mit Ferenczi im Briefwechsel über die schwierige behandlungstechnische Situation, die entsteht, wenn einem Patienten ein Flatus entfährt – wie kann diese so überdeutliche Mitsprache des Körpers bedacht, wie die körperliche Beteiligung gewürdigt werden? Die cartesianische Zweiteilung von *res extensa* (Körper) und *res cogitans* (Denken) fand weniger in Freuds Theorie als vielmehr in seiner Behandlungstechnik ihre Überwindung, was schließlich in der Formulierung gipfelte, das Ich sei vor allem ein körperliches. Sie findet sich in seiner 1923 erschienenen Schrift *Das Ich und das Es* (Freud, 1923), wo es vollständig heißt: »Das Ich ist vor allem ein körperliches, es ist nicht nur ein Oberflächenwesen, sondern selbst die Projektion einer Oberfläche« (ebd., S. 253). An diesem kryptischen Satz musste freilich das Verständnis scheitern, es sei denn, man nahm hinzu, wie detailliert Freud sich mit dem Metaphernproblem auseinandergesetzt hatte. Er wusste, dass über Seelisches ohne Metaphern nicht gesprochen werden kann. Ich habe seine Auffassungen zum Metaphernproblem ausführlich an anderer Stelle dargestellt (Buchholz, 2005).

Was aber heißt eigentlich »Projektion einer Oberfläche«, was könnte damit gemeint sein? Das ist seit den bahnbrechenden Arbeiten des Sprachwissenschaftlers George Lakoff und seines philosophischen Koautors Mark Johnson mittlerweile klärbar. Diese Autoren sprechen von einer »metaphorischen Projektion«, mittels derer ein körperlich-sinnliches Bildfeld (»source domain«) in abstraktere Bereiche (»target domain«) projiziert werde, sodass das Abstraktum erschließbar wird. Das ist etwa der Fall, wenn wir davon sprechen, jemand »in« den Blick zu nehmen; wir übertragen die körperlich-sinnliche Erfahrung, etwas »in« die Hand zu nehmen, auf den anderen Sinn, das Auge – und so entsteht

eine abstraktere Sprechweise, unter der man sich, selbst wenn man sie zum ersten Mal hört, sofort etwas vorstellen kann. Weil man die körperlich-sinnliche Grundierung noch mithört. Und, nicht gering zu schätzen, diese Autoren haben uns gezeigt, wie selbst eine so klitzekleine Präposition wie »in« eine metaphorische Verwendung erlangen kann – das hatte man 2.000 Jahre lang in der Metaphern Diskussion nicht erkannt. Zahllose andere Beispiele werden in diesem Buch dazu erwähnt werden.

Die Übertragung (»metaphorein«), nicht die Übersetzung, aus der sinnlich-körperlichen Domäne in die der Abstraktion wird hier als Leistung der Metapher gewürdigt. Diese Theorie wird seitdem weltweit diskutiert. Die beiden amerikanischen Autoren konnten weiter beschreiben, dass eine frühe körperlich-sinnliche Erfahrung etwa die eines Säuglings ist, der bemerkt, wie er in einem Bett liegt, das sich in einem Zimmer befindet, welches zu einem Haus gehört – dass er also die grundlegende körperliche Erfahrung des »contained/containing« macht. Das ist der Ausdruck von Lakoff und Johnson, die damit die grundlegende Terminologie des Psychoanalytikers Bion übernehmen – halt, nicht übernehmen! Ihn nämlich zitieren sie gar nicht, sie entdecken den gleichen Zusammenhang. Das ist aufregend, weil es eine Seltenheit in der Wissenschaftsgeschichte darstellt, wenn Zusammenhänge aus unterschiedlichsten Theorietraditionen und Wissenschaftsfeldern nicht nur entdeckt und beschrieben, sondern auch noch identisch terminologisiert werden.

Lakoff und Johnson bleiben freilich nicht bei dem stehen, was sie als das »Container«-Schema der körperlichen Erfahrung beschreiben. Sie machen sich das Grundprinzip, dass körperliche Erfahrungen in Schemata organisiert werden, deshalb zu eigen, weil angesichts der Übermenge an sinnlicher Information, die auf einen Säugling eindringt, irgendwie Geordnetheit entstehen muss. Das ist die Leistung der körperlich-sinnlichen Schemata. Sie nennen über 20 solcher Schemata, etwa das Pfad-Schema, das Kraft-Schema, das Balance-Schema, das Link-Schema. Mit deren Hilfe können wir schließlich irgendwann sagen, dass wir einen »Lebensweg« zurücklegen oder dass die Traumdeutung die »via regia« zum Unbewussten sei – denn schon der Säugling macht die Erfahrung, dass er krabbeln muss, um einen Ball vor sich zu erreichen. Er muss einen Pfad zurücklegen. Er muss dabei Kraft aufwenden. Tatsächlich finden wir die Effekte des Kraft-Schemas in vielerlei Wendungen im Alltag (»er konnte sich einfach nicht bereitleiden, ...«, »ich muss los«). Ohne körperliches Balance-Schema, das spätestens mit dem aufrechten Gang unsere Erfahrungen organisiert, könnten wir nicht Fahrradfahren lernen, wir würden das politische System der »checks and balances« (Mayr, 1987) nicht verstehen, wir wüssten nicht, was es heißt, wenn

eine Auseinandersetzung »ausgewogen« geregelt wird. Und das Link-Schema wird direkt aus einer unmittelbaren Körperlichkeit abgeleitet, nämlich aus der ursprünglichen Verbundenheit des Säuglings mit seiner Mutter durch die Nabelschnur. Auf diese Weise formuliert es Mark Johnson als Philosoph (1987), als wäre er ein Psychoanalytiker, der sich mit perinataler Psychologie beschäftigt. So stellt sich nicht mehr die rätselhafte Frage, wie bloß der Geist in den Körper kommt oder wie er aus der Materie entsteht. Die interessante neue Beobachtung lautet vielmehr genau umgekehrt, dass es »the body in the mind« gibt. Und es lässt sich feststellen, dass die genannten Autoren erstaunlicherweise in wichtigen Hinsichten wie Psychoanalytiker denken: Sie schätzen den Körper und die frühe Erfahrung als elementar ein.

Während diese Theorie die Erfahrungsorganisation gleichsam von den körperlich-sinnlichen Schemata mittels metaphorischer Projektion aufsteigend (»bottom-up«) in höhere Regionen des Denkens sieht, haben sich andere davon inspirieren lassen und untersuchen die Wirkungen von metaphorischem Sprechen auf körperliche Erfahrungen. Wie ist es beispielsweise, wenn guter Wein mit den schönsten Metaphern der Süße und Säure, der Lieblichkeit und des Hautgout beschrieben wird – manchen läuft das Wasser im Munde zusammen und sie können, stimuliert durch Worte (»top-down«), den Geschmack im Munde nachbilden (Forceville & Urios-Aparisi, 2009). Metaphern regen den Speichelfluss an, stimulieren sexuelle Erregung und andere Körperlichkeiten. Die Analyse solcher multimodalen Metaphern kann dann Anschluß erhalten an das sogenannte »Bindungsproblem«: dass unsere Auffassungen und Positionierungen durch einen multimodalen Strom verschiedenster Kanäle zusammengehalten werden. Bei der Wahrnehmung eines roten Dreiecks werden Kantenlänge, Farbe und dreieckige Form in verschiedenen Gehirnarealen abgebildet und dennoch erkennen wir sofort bzw. in Sekundenbruchteilen die Einheit dieser Gestalt. Die verschiedenen Informationen werden »zusammengebunden«. Auf eine Variante dieses Problems stoßen wir, wenn wir jemanden davon sprechen hören würden, er sei ganz »niedergeschlagen«, während er gleichzeitig die Arme nach oben reißt und mit lauter Stimme spricht oder gar schreit. Wir würden sofort empfinden, dass da etwas nicht »stimmt«, weil Worte und Stimme und Körper nicht »zusammengebunden« wären. Viel zu wenig noch wissen wir darüber, wie der einheitliche multimodale Strom eigentlich zusammenkommt und wie er im Fall von Traumatisierungen oder anderen Störungen auseinandergerissen wird.

Mit einem Wort: Durch eine solche Theorie, die ich hier nur ansatzweise angedeutet habe, kann die Freud'sche These vom Ich als etwas Körperlichem und der kryptische Satz von der »Projektion einer Oberfläche« plötzlich an erheb-

licher Detailliertheit gewinnen. Die Psychoanalyse kann Anschluss an moderne Konzeptionen der Kognitionswissenschaften erhalten – wenn ihre Vertreter nur grundsätzlich die Bereitschaft und Fähigkeit aufbringen, mit anderen Wissenschaften in Austausch zu treten. Unbewusste Loyalitäts- und Traditionsbindungen erweisen sich freilich als das größte Hindernis bei der Anschlussfähigkeit.

Wie groß das Potenzial einer Verbindung von psychoanalytischer Säuglingsforschung und der modernen Metaphertheorie der »cognitive science« tatsächlich ist, belegt der Aufsatz von *Huberta Ulmen* und *Johann Wirth*. Sie ziehen kundig Linien einer Theoriearchitektur, die in der Lage ist, die empirischen Befunde der Säuglings- und Primatenforschung, der Spracherwerbs- und Interaktionstheorie zusammenzubringen. Dabei wird der Primat der Metapher als Organisator vielfältiger Entwicklungen klar herausgestellt. Diese Denkweise könnte der Psychoanalyse zukünftige Anschlussfähigkeit sichern. Dass das der Fall ist, kann man dem Beitrag von *Arthur Jacobs* entnehmen. Er ist Neurowissenschaftler und Psycholinguist an der FU Berlin und zeigt in seinem Beitrag, wie wenig haltbar eine allzu scharfe Abtrennung der Metaphorik von einer Position ist, die im »Begriff« allein das Nonplusultra einer wissenschaftlichen Höhenwanderung erkennt. Man muss sich in den Tälern ausstatten mit Vorräten an Sinnlichkeit, wenn man die Höhen erklimmen will – und kann sich dort auch nicht dauerhaft aufhalten.

Der Beitrag von *Sarah King* und *Doris Eckstein* zieht von hier aus eine Verbindung einerseits zur experimentellen Methodik, andererseits zur Affektpsychologie. Man kann mit Metaphern experimentieren, selbst wenn diese Methodik noch nicht bis zur vollen Blüte gebracht ist. Umso bemerkenswerter ist es, wie beide Autorinnen in diesem Zusammenhang untersuchen, wie Metaphernproduktion und Metaphernverständnis von einer induzierten Stimmungslage abhängig sein könnten. Solche Zusammenhänge scheinen zu bestehen.

Dass Freud seinerseits hinsichtlich der Metaphern seiner Theorie eine höchst variable Position vertrat, macht der Beitrag von *Günter Gödde* deutlich. Er vergegenwärtigt, wie reich die Freud'sche Beschreibung der behandlingstechnischen Operationen des Psychoanalytikers ist. Er muss nicht nur Bergführer oder Lehrer sein, sondern auch Chirurg oder Spiegelplatte und vieles mehr; das verdeutlicht, wie unzureichend es wäre, wollte man sich auf eine und nur eine dieser Bildgebungen festlegen.

Tatsächlich zeigt der Beitrag von *Marwan Dwairy* aus Israel, wie hilfreich die Metaphernreflexion für die praktische therapeutische Arbeit ist. Viele Therapeuten arbeiten mit Menschen, die in ihren wenig individualistischen Kulturen an familiäre Zusammenhänge gebunden sind, während eine auf Selbstreflexion und

aufgeklärtes Selbst-Denken setzende Theapeutik eine Individualisierung fördert, die solche Menschen in erhebliche Konflikte mit ihrer gesamten kulturellen Umwelt bringen müsste. Dafür fehlt den meisten die Kraft – und wenn man auf die Auswirkungen und Formulierungen der Metaphern achtet, kann dieser Konflikt hilfreich moderiert werden.

Das gilt auch für den Beitrag von *Hanna van Parys* und *Peter Rober*, der sich mit Metaphern in einem familientherapeutischen Setting beschäftigt, und zwar mit therapeutengenerierten Metaphern. Sorgfältig werden deren Effekte analysiert. Ausdrücklich danken möchte ich an dieser Stelle zwei Studierenden der *International Psychoanalytic University* (IPU) in Berlin, *Gudrun Schoppe* und *Michael M. Dittmann*, die sich bereit erklärt haben, diese beiden letztgenannten Aufsätze zu übersetzen. Geld haben sie dafür nicht erhalten können. Es freut mich, wie zwei Vertreter einer möglichen nächsten Generation sich so für eine aktuelle Sache engagieren.

Zum therapeutischen Sektor gehört auch die Arbeit von *Tom Levoid*, der untersucht, wie Patienten und Therapeuten eigentlich über »Probleme« sprechen. Es zeigt sich, wie verkürzt die Vorstellung ist, Probleme könnten »gelöst« werden; eine solche Redeweise ist an die Metapher gebunden und suggeriert, dass Probleme »Rätsel« seien. Aber Menschen kommen nur manchmal wegen ihrer »Rätsel« zu einem Therapeuten, andere brechen unter ihren »Lasten« zusammen oder sind fröhliche »Stehaufmännchen«, die nur leider keine »Fort-Schritte« machen können. Sie brauchen dann einen Therapeuten, der seine Behandlung auf andere basale Metaphoriken umstellen kann.

Die Metaphernanalyse erreicht aber auch die kulturwissenschaftlich interessanten Themenstellungen. *Andreas Hamburger*, ausgewiesener Kenner und Promotor psychoanalytischer Filminterpretation, trägt einen kenntnisreichen Text bei, in dem er die Kinometapher als eine eigene Form vorstellt. Wenn in der Sprache von Metaphern die Rede ist, kann man ja leicht die Ursprungsfelder erkennen. Aber für welches Bild ist ein Kinobild eigentlich ein Bild? In gewohnt scharfsinniger Weise geht Hamburger dieses Thema an und schafft eine Überzeugung für die Eigenständigkeit seiner Lösung.

Der Beitrag von *Jürgen Oberschmidt* bildet das Pendant dazu. Hat man beim Film eine Vielzahl von Bildern, so fehlen diese gleichsam in der Musik. Sie ist Hören – aber ob *sie* es ist, die diese Bilder erzeugt, oder ob ebenjene nicht doch eher unserem Geist und unseren Köpfen entspringen, die sofort Bilder finden müssen, ist eine offene Frage. Dieser in der Musikpädagogik ausgewiesene Autor schreibt sehr feinsinnig und kenntnisreich über das Thema und stellt eine gewisse neue Sprache zur Verfügung.

Die Beschäftigung mit der Metaphernanalyse lehrt verschiedene Punkte: Zum einen ist die Metaphorik viel durchdringender, als der Alltagsverstand annimmt, die Macht der Metapher selbst ist unbewusst, kann aber deutlich reflektiert werden.

Zum anderen aber zeigt die Metapherntheorie eine durchgehende Kontinuität von früher Entwicklung bis in die Bereiche abstrakten Denkens und könnte so die Annahme der frühkindlichen Determination auf eine ganz andere Weise bestätigen, als Psychoanalytiker das gewohnt sind. Offensichtlich kommt in der »Projektion einer Oberfläche« die frühe, körperlich-sinnliche Erfahrung zur Darstellung – aber, und das ist das Neue, dieses »Frühe« ist nicht gleichzeitig das »Primitive«, es muss keineswegs abgewertet werden. Es ist keine frühe Störung, es ist nichts Infantiles, man kann das erwachsene Denken nicht darauf »reduzieren« – nein, neu ist einfach die erstaunliche Kontinuität, die durch den Körper gleichsam garantiert wird. Zu werten gibt es gar nichts, schon gar nicht abzuwerten. Das ist eine Lektion, die in der Psychoanalyse manchmal durchaus entlastend zur Kenntnis genommen werden könnte.

Wir brauchen keinen an unklaren Werten ausgerichteten »Adulto-Morphismus«, keine Letztausrichtung am Adulten, an der erwachsenen Form, weil die Kontinuität mit dem Frühen, mit dem Kleinen und Empfindlichen das ist, was wir in der Therapeutik wieder beleben wollen. Dann können wir manchmal auch leichter das sprechende Kind vernehmen, wenn wir erwachsene Reden, wenn wir Erwachsene reden hören.

Einen herzlichen Dank an Armin Koerfer, mit dem ich diesen Text ausführlich diskutieren konnte; seine Anregungen waren mir wertvoll und hilfreich.

Literatur

- Buchholz, M.B. (2005). Vom Primat der Metapher – Kultur und Körper, Kognition und Konversation (Teil 1). In M.B. Buchholz & G. Gödde (Hrsg.), *Das Unbewußte in aktuellen Diskursen. Anschlüsse, Bd. II* (S. 193–229). Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Cienki, A. & Müller, C. (Hrsg.). (2010). *Metaphor and Gesture*. Amsterdam: Benjamins.
- Fleck, L. (1983). *Erfahrung und Tatsache. Gesammelte Aufsätze. Mit einer Einleitung* (hrsg. von L. Schäfer & Th. Schnelle). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Forceville, C.J. & Urios-Aparisi, E. (Hrsg.). (2009). *Multimodal Metaphor*. Berlin/New York: Mouton de Gruyter.
- Freud, S. (1923). Das Ich und das Es. *G.W., Bd. 13*, S. 237–289.
- Gibbs, R.W., Jr. (Hrsg.). (2008). *The Cambridge Handbook of Metaphor and Thought*. Cambridge/New York: Cambridge University Press.

- Johnson, M. (1987). *The body in the mind: The bodily basis of meaning, imagination and reason*. Chicago: University of Chicago Press.
- Kuhn, T. S. (1979). Metaphor in Science. In A. Ortony (Hrsg.), *Metaphor and Thought* (S. 409–419). Cambridge/London/New York: Cambridge University Press.
- Lakoff, G. (1987). *Women, Fire, and Dangerous Things. What Categories Reveal about the Mind*. Chicago/London: The University of Chicago Press.
- Lakoff, G. (2008). The neural theory of metaphor. In R. W. Gibbs, Jr. (Hrsg.), *The Cambridge Handbook of Metaphor and Thought* (S. 17–38). Cambridge/New York: Cambridge University Press.
- Mayr, O. (1987). *Uhrwerk und Waage. Autorität, Freiheit und technische Systeme in der frühen Neuzeit*. München: C. H. Beck.

Macht der Metapher

Michael B. Buchholz

»In der psychotherapeutischen Behandlung besteht z. B. der Schritt zum Verstehen des eigenen Selbst darin, daß der Klient sich bewußt macht, wie er nach unbewußten Metaphern lebt und wie diese sein Leben bestimmen.«

Lakoff & Johnson, 1998

1. Ein Beispiel zu Beginn

Auf einer Station in einer psychotherapeutischen Klinik findet die wöchentliche Stationsbesprechung statt. Wir hatten die Erlaubnis, diese Sitzungen mit dem Tonband aufzunehmen (vgl. Buchholz et al., 2000). Der Oberarzt, der die Gruppe leitet, sagt einen Halbsatz: »Wer von Ihnen möchte heute ...«, und dann folgt ein erster männlicher Sprecher mit der folgenden Äußerung:

»Ja, also, Frau N. is (räuspert sich) zum Pflegepersonal relativ (-) mmh (.) zurück hält die sich (1,5) gleichzeitig wenn se was will dann sagt sie das relativ bestimmt (.) So! Eigentlich kann man sagen (.) so (-) dann weiß sie was sie will, dann kommt sie rein (-) zumindest verhält sie sich so bei mir. Ich hab bis jetzt einmal richtig eigentlich Kontakt gehabt (.) vorige Woche ehh (.) wo sie mir erzählt hat, dass ihre (-) mmh (-) Tochter wohl irgendwie Alten-Schwester, Altenkrankenschwester ist. Wollte mir dann verkaufen halt, dass es ganz toll ist und ich dann gesagt, ich hab da auch 3 Jahre in der Geronto gearbeitet und ich fand's eigentlich nicht so toll! Naja, es ging dann soweit, dass wir uns dann irgendwie unterhalten haben und sie meinte so zu mir (-)°das war wirklich n naives Gespräch° (1) aber ja, die verdienen ja sowieso mehr Geld als Krankenpfleger und -schwestern.«

Der Sprecher berichtet über eine Begegnung mit einer Patientin, Frau N. Sie halte sich zurück, sie wisse, was sie wolle. Erst einmal habe er richtigen Kontakt mit ihr gehabt; das Gespräch habe sich um die Tätigkeit in der »Geronto« gedreht, also um die Gerontopsychiatrie. Nach einer kleinen Pause, dargestellt durch den eingeklammerten Gedankenstrich (-) macht er mit °leiser Stimme°, angezeigt durch

die hochgestellte kleine Null, einen selbstreflexiven Kommentar »(-) °das war wirklich n naives Gespräch° (-)«. Dieser Kommentar ist an die zuhörende Gruppe gerichtet und antizipiert offensichtlich eine leichte Kritik seines Gesprächs.

Sieht man genau hin, ist es aber keineswegs »naiv«, was er mitteilt. Er macht, was der Aufmerksamkeit der allermeisten beim ersten Lesen entgeht, eine charakteristische Umwandlung. Er erzählt von einem Gespräch und formuliert dabei, die Patientin habe ihm etwas »verkaufen« wollen. Solche Umwandlungen von Gesprächselementen geschehen sehr häufig, wenn wir anderen in einem Gespräch von einem Gespräch erzählen (Holt & Clift, 2007). Niemand gibt ein Gespräch so wieder, als würde er eine Aufzeichnung ablaufen lassen, das würde zu viel Zeit verbrauchen. Die verdichtende Formulierung durch eine Metapher erzeugt temporalen Zugewinn, weil die sequenzielle Organisation des Sprechens wesentlich langsamer verläuft als die Gleichzeitigkeit gedanklicher Abläufe.

Jedoch, die Umwandlung macht noch mehr. Sie stellt unbewusst ein imaginatives Szenario vor. Das Gespräch, das der Sprecher wiedergibt, war ein Verkaufsgespräch. Wenn man die Metapher sprechen ist verkaufen hier formuliert, kann man alles gleich überprüfen: Die Patientin wird zu einer Verkäuferin, der Erzähler zu einem Kunden. Allerdings ist der Wert des Verkauften strittig: Für die eine ist es »ganz toll«, für den anderen »eigentlich nicht ganz so toll«, in der »Geronto« zu arbeiten. Die Metapher vom »verkaufen« transformiert die gesamte Agenda. Manche nennen das eine »agenda transforming utterance« (Stivers, 2007).

Hat diese Umwandlung noch weitere Folgen? Die Antwort ist ja, denn den Beitrag dieses ersten Sprechers in der Fallbesprechung durchzieht erkennbar die Mitteilung eines diffusen Unbehagens, eine schwer greifbare Skepsis der Patientin gegenüber wird mitgeteilt. Bezieht man diese Skepsis nun auf die metaphernanalytisch erschlossene Agenda, wird sie sofort verständlich: Der Sprecher fühlte sich von der Patientin in einen »Deal« verwickelt, im Zuge dessen ihm etwas »verkauft« werden sollte, das er wegen seines geringen Wertes nicht haben wollte.

Dieses Gefühl erweist sich als klug. Die weitere Analyse der Fallbesprechung zeigte – man kann das in unserer genannten Publikation nachlesen –, dass die Patientin tatsächlich auf sehr ungewöhnlichen Wegen zur Behandlung auf die Station gekommen war und sich auf der Flucht vor dem Staatsanwalt wegen erheblicher Steuerhinterziehung befand. Das aber hatte der Sprecher, als er mit der ersten, hier wiedergegebenen Bemerkung darüber zu sprechen begann, noch gar nicht gewusst. Es wird viel später von anderen Mitgliedern des Teams mitgeteilt.

Die beschriebene Umwandlung durch die Metapher erweist sich hier als *motiviert* von einem unbewussten Wissen; in dieser Situation gab es den großen

Vorteil, dass ebenjenes Wissen überprüft werden konnte. Auf Metaphern zu hören, könnte sich als besonders hilfreich erweisen.

2. Metaphern im therapeutischen Gespräch

Eine sehr ähnliche Art von Umwandlungen begegnet in zahllosen therapeutischen Gesprächen. Der Unterschied ist, dass die Umwandlung durch den Therapeuten vollzogen wird; die Formulierungen des Patienten werden durch den Therapeuten *reformuliert* (Antaki, 2008; Dreyer & Goßmann, 2014; Deppermann, 2011). Sehen wir uns ein nächstes Beispiel an:

((Band läuft))

(31)

?: (Räuspern)

(8)

P: Ich hab den Tag gestern noch super RUMBekommen (2) u:nd (2) ich wüsste nicht dass (1) irgendwelche Zwangsgedanken aufgetaucht sind (1) wieder wo ich jetzt irgendwie nach Hause gefahren bin (1,5) und dann (2) war ich au:ch ne zeitlang zu HAUse (1) und ehm (1) dann (1) dann bin ich mit ner Freundin nach Landsberg gefahren (3) u:nd (-) und da ham wir so zwei: (1) alte Freunde von uns getroffen und sind ins SCHWIMMbad u:nd nachdem das Wetter dann nicht so gut war .hm au:no n bisschen so in die Stadt was essen gegangen und dann:n (-) n EIS hinterher u:nd (..) JA! (.) ich konnt wirklich (.) richtig gut wieder abschalten

(7)

P: also mir iss= [nicht aufgefallen dass irgendwie was ka:m

T: [hmhm

(1,2)

P: sich irgendwas eingeschlichen hat (..) das war alles=

T: °schön!°

P: =ganz ganz weit weg

(11)

T: eigentlich haben Sie den Tag nicht RUMBekommen, sondern *geNOSSEN!*

P: ja genau ((lacht)) HeHe! Stimmt! (-)

Hierbei handelt es sich um den Beginn der 28. Sitzung einer analytischen Psychotherapie mit einer jungen Patientin mit der Zwangsvorstellung, dass dicke

Männer vor ihr stehend ihren Penis entblößen könnten. Dass sie diese Zwangsvorstellung schon etwas unter Kontrolle bekommen konnte, macht den Beginn der Stunde aus. Man kann nicht sagen, dass sie *erzählt*. Denn das für eine Erzählung so charakteristische Moment einer kleinen Einleitung, einer Spannungssteigerung zu einem Höhepunkt, einer absinkenden Spannung und dann noch eventuell einer Coda fehlt hier gänzlich (Reeder, 2005). Auch beschreibt sie die Zwangsgedanken noch als eigenständige Agenten, die »auftauchen« können oder die sich einzuschleichen vermögen, als hätten sie eigene »agency«, wären also selbst initiativ handelnde Agenten (Deppermann, 2015). Wir finden mehrere Belege für die Darstellung einer konzeptuellen Metapher *Gedanken sind Personen*.

Das Format, in dem die Patientin spricht, ist im Unterschied zum *Erzählen* ein *Berichten*. Dafür ist charakteristisch die additive Aneinanderfügung von Ereignissen mit Wendungen wie »und dann«. Dem Berichtsformat eignet eine gewisse affektive Blässe, die man auch prosodisch auf dem Bildschirm sichtbar machen kann; die F0-Linie, die Grundstruktur der sogenannten »Formanten«, verläuft fast linear (Buchholz & Reich, 2014). Den Abwehrmechanismus der *Affektisolierung* kann man hier sowohl durch das Berichtsformat als auch in der Prosodie hören. Macht man mithilfe des international für Prosodie-Analysen genutzten PRAAT-Programms Tonhöhe und Intensität des Berichts der Patientin sichtbar, dann sieht man die gleichmäßige Darstellungsweise sehr eindrücklich. Zwei Ausschnitte mit Einblendungen aus dem obigen Transkript machen das Phänomen deutlich (vgl. Abb. 1 und 2).

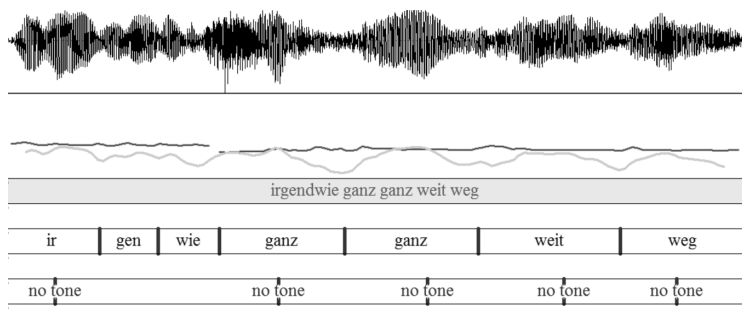


Abbildung 1